



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ottiker-Démarais, A.: Französische Charakterköpfe : 1. Hippolyte Taine :
(Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gewährt. Die geschickte Ausnutzung der Artillerie in großen Massen bildet auch den hervorragenden Zug der großen Aktionen um Sedan; in andern Sinne stechen die glänzenden, aber nutzlosen Kavallerieangriffe der Franzosen hervor und der hartnäckige Streit um die Dörfer zur Erlangung fester Stützpunkte. Auch die Kunst, zur rechten Zeit in der Truppenzahl oder in der Stellung der Stärkere zu sein, erfährt durch die feine Kritik der von Stone behandelten fünf Schlachten eine ungemein lichtvolle, und trotz des trockenen Tones, der in dem Buche waltet, auch anregende Behandlung, deren Verständnis durch die vielen, vorzüglich ausgeführten Karten und Skizzen aufs trefflichste gefördert wird.

Bedauerlich ist es, daß Kapitän Stone seine Studien nicht auch auf den zweiten Abschnitt des großen Krieges ausgedehnt hat, der einen wesentlich andern Charakter an sich trägt. Eine Vergleichung mit den Werken von Blume (Operationen von Sedan bis zur Beendigung des Krieges) und Wartensleben (Operationen der Südmee) wäre gewiß höchst lehrreich geworden, zumal da Stones Methode den Vorzug einer strengern Systematik besitzt.



Französische Charakterköpfe.

Von A. Ottifer-Démarais.

I. Hippolyt Taine.

(Schluß.)



ie nur selten bei einem im Hinblick auf die von ihm bearbeiteten Gebiete und die Summe seines Schaffens so fruchtbaren Schriftsteller, dessen literarische Wirksamkeit sich nun schon über ein Dritteljahrhundert erstreckt, trägt das Gesamtwerk Taines, trotz seiner äußern Mannichfaltigkeit und der Verschiedenartigkeit der behandelten Stoffe, einen durchaus einheitlichen Charakter, den Stempel jener Harmonie, welcher nur dem bahnbrechenden Auserwählten eigen ist, dessen Schaffen durchaus in dem Boden selbständigen Denkens und Forschens ruht. Diese Einheit, welche uns in Taines Schriften entgegentritt, gleichviel, ob sie nun, wie seine ästhetischen Vorlesungen, die Kunst oder ob sie, wie seine Essays über Livius, Lafontaine, Balzac, Guizot, Michelet, das Individuum, wie seine Geschichte der englischen Literatur, das intellektuelle Leben einer ganzen Nation, wie seine Aufzeichnungen über England und sein „Leben und Meinungen von Thomas Gerstenkorn“, die Verhältnisse und Eigentümlichkeiten eines bestimmten

Mittelpunktes und einer begrenzten Zeitperiode zum Gegenstande haben, ob sie in angenehmer, leichter Form Gesehenes, Anschauungen und Erinnerungen bieten sollen, wie seine Reisebeschreibungen in den Pyrenäen und in Italien, ob sie von der Geschichte einer ganzen Nation und großen, die Geschichte der ganzen Welt beeinflussenden Ereignissen handeln, wie seine „Ursprünge des heutigen Frankreich,“ oder ob sie endlich dem abstrakten Gebiete der reinen Philosophie angehören, wie sein Buch von der Intelligenz. Seine Kritiker haben sich bemüht, aus seinen Schriften ein philosophisches System aufzubauen. Taine verwahrt sich eifrig dagegen, da er keinen Anspruch darauf erhebe, ein System zu besitzen, sondern höchstens versucht habe, einer einheitlichen Methode zu folgen; ein System sei die Darstellung und Erklärung eines ausgebauten Ganzen und setze ein abgeschlossenes philosophisches Werk voraus; er habe sich lediglich bemüht, in einer gewissen Richtung und auf eine gewisse Art zu arbeiten.

Taines Methode nun, seine Art besteht in der Anwendung des Verfahrens der naturwissenschaftlichen Forschung auf menschliches Empfinden, Denken, Schaffen, Handeln. Emporgewachsen in einem Jahrhundert der exakten Analyse, ist Taine der Überzeugung, daß alles Philosophiren nutzlose phantastische Spielerei sei, wenn es sich nicht auf die feste Grundlage der empirischen Wissenschaften stelle. Wie der Naturforscher die Eigentümlichkeiten der Arten als die Ergebnisse äußerer Umstände und Einflüsse erklärt, so stellt Taine den Menschen, das Kunstwerk, das literarische Denkmal, Gedanken und Anschauungen einer Nation, das geschichtliche Ereignis als den Ausfluß der Zusammenwirkung von Zeit, Ort und Umgebung, Himmelsstrich und Volksstamm u. d. m. Wie der Naturwissenschaftler die physiologische Entwicklung der Natur nachweist, so Taine die psychologische der Geister, Völker und Zeiten. Seine Methode besteht in der Erklärung der geistigen Äußerungen des Lebens des Menschen und der Gesellschaft aus den physiologischen Entstehungsbedingungen derselben. Taine ist immer philosophischer Denker, er bleibt es als Sittenschilderer, als Reisebeobachter, als Kunst- und Literaturkritiker, er bleibt es als Geschichtschreiber. In allen seinen Schriften begegnen wir den beiden charakteristischen Seiten des Philosophen, die Dinge immer nach ihrem allgemeinen Zusammenhange zu erfassen, die zerstreuten Thatsachen methodisch zu ordnen. Vielleicht würde er, wenn ihn die Unduldsamkeit der Universitäts-theoretiker nicht zum Schriftstellerberufe getrieben hätte, seine Arbeit auf das Gebiet der spekulativen Philosophie beschränkt haben. Man kann sich ihn leicht wie Spinoza, wie Kant, wie Hegel und andre in der einsamen Abgeschlossenheit einer rein spekulativen Thätigkeit, mit der Ausarbeitung einer Ethik, einer Kritik der Vernunft, einer Phänomenologie des Geistes beschäftigt denken. Sein Lebensgang, der Zwang des Broterwerbes, aber wohl auch seine große Beobachtungsgabe haben ihn auf Gebiete geführt, wo er im Gegensatz zu den unbegrenzten Sphären der Metaphysik, der Hypothese ein beschränktes, reelles Wirkungsfeld für Bethätigung seines

Geistes fand, wo er die philosophische Erkenntnis an der konkreten Thatsache erweisen konnte.

Nach den bis in die Mitte der siebziger Jahre erschienenen Schriften Taines konnte man ahnen, daß er einst auch das Gebiet der Geschichte betreten würde; dennoch mochte man sich ihn schwer als Geschichtschreiber in des Wortes eigentlichem Sinne vorstellen, und das ist er auch nicht. Wenn der Geschichtschreiber sich die Aufgabe zu stellen hat, mit scharfsichtiger Kritik und wahrheitsgetreu das große, farbenreiche Gemälde vergangener Zeiten und Geschlechter mit ihrem Empfinden, Denken und Handeln, mit ihren Charakteren und Gestalten in epischer Darstellung zu entrollen, die Thatsachen, wie sie sind, in ihrer Wahrheit wirken zu lassen, so ist Taine kein Historiker. Er ist vielmehr der Philosoph der Geschichte, welcher an ihr die natürlichen Gesetze aufzeigen will. Diese Methode der Geschichtschreibung ist gewiß nicht aller Vorzüge bar, aber sie birgt die große Gefahr in sich, daß der Geschichtschreiber sich die Geschichte konstruirt, die Thatsachen einseitig und kurzsichtig so zurecht legt, daß sich Gesetze an ihnen nachweisen lassen, die doch nur hineindemonstrirt werden, und Taine ist dieser Gefahr nicht entgangen. Er selber sagt irgendwo: Die Geschichtschreibung ist eine Kunst, sie ist aber auch eine Wissenschaft. Nicht umsonst haben sich die Griechen die Klio in Gesellschaft einer Terpsichore und einer Thalia gedacht. Als Künstler haben Schiller, Voltaire, Michelet Geschichte geschrieben, Taine will sie als wissenschaftlicher Denker und Forscher schreiben. Er begnügt sich dabei nicht mit der geschichtlichen Beweisführung, sondern er will die Ursachen der geschichtlichen Ereignisse, deren „Ursprünge,“ wie ja der Titel seines Werkes selber sagt, philosophisch darlegen. Er hat in einem Essay über Michelet das Wesen der modernen Geschichtschreibung dahin zusammengefaßt: Die Geschichtschreibung verlangt vom Schriftsteller die Überlegung; wenn sie die bildnerische begeisterte Eingebung zur Arbeiterin hat, so hat sie die weise Kritik und die vorsichtige Verallgemeinerung zu Werkzeugen. Ihre Gemälde müssen ebenso lebensvoll sein wie die der Dichtung, aber ihr Stil muß ebenso genau, ihre Einteilung ebenso bestimmt, ihre Gesetze ebenso erwiesen, ihre Schlußfolgerungen ebenso zutreffend wie die der Naturgeschichte sein.

Bei Taine würde man vergeblich jenes erste Erfordernis des Historikers suchen: das lebensvolle, epische Gemälde. Bei ihm ist die Geschichtschreibung philosophische Methode und Demonstration, die der Mathematik ihre Schärfe und ihre Klarheit entlehnt; die lebendige Erzählung, die farbenreiche Schilderung fehlt. Man denkt bei der Lektüre seiner „Ursprünge“ unwillkürlich an die Worte Spinozas in der Vorrede zum dritten Buche der Ethik: Es mag manchem seltsam erscheinen, aber meine Methode besteht darin, die menschlichen Fehler und Narheiten mit dem Verfahren vernunftgemäßer Beweisführung wie es für die Figuren der Geometrie Anwendung findet, zu behandeln.

Man kann Taines Auffassung der Geschichte dahin bestimmen: In seinen Grenzboten I. 1887.

Augen ist alles, was wir die menschliche Seele nennen, ein Erzeugniß; die sichtbaren Handlungen gehen aus einem unsichtbaren Zustande hervor, der selber wieder aus einigen sehr allgemeinen Ursachen, welche das Individuum beherrschen, entstanden ist; drei dieser Kräfte oder Ursachen sind besonders leicht zu erfassen: Volkstamm, Ort und Zeit.

Aus dieser Auffassungsweise der Geschichte entspringen gleichzeitig mehrere Vorzüge vor der rein erzählenden Art, aber auch mehrere Nachteile, und je nach dem Standpunkte, auf den man sich stellt, je nach Weltanschauung und Gemütsanlage des Lesers wird er der einen oder der andern den Vorzug geben, die Vorteile oder Nachteile überwiegend finden. Zunächst entspringt aus derselben eine überraschende Einheit und Einfachheit, die wie keine andre Darstellungsart die Gesamtwirkung einer so schwer zu überschauenden geschichtlichen Periode, wie die französische Revolution es ist, hervortreten läßt; anderseits ermöglicht sie neben dieser übersichtlichen Einheit wie keine andre die erschöpfende Vorführung der Einzelheit, die Zerlegung der seelischen Persönlichkeit durch den Nachweis der auf dasselbe bestimmend einwirkenden, es beherrschenden, es gestaltenden Erzeugungsbedingungen, die Aufzählung der Thatsachen und aller den Thatbestand bildenden kleinen Einzelheiten. Dagegen fehlt ihr die lebensvolle Wiedergabe der Szene, die farbige Schilderung des Schauplatzes und der darauf sich vollziehenden Handlung, mit einem Worte: die dramatische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Wie die Systeme der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie, führt sie nichts als Typen vor, erklärt deren Entstehungsbedingungen, deren Organismus, aber die malerische Landschaft, die dramatische Szenerie und Handlung sucht man vergebens. Die Geschichtschreibung Taines ist eine Demonstration der Ursachen, eine psychologische Zerlegung der Menschen und Gruppen, bei welcher die lebenswahre Vorführung der Handlung selbst keinen Raum findet; seiner Art fehlt ferner die Abwechslung, der epische Wechsel von Szene und Handlung; infolge ihrer Einheitlichkeit und einförmigen Klarheit haftet ihr eine ermüdende Eintönigkeit an. Da sie alle Hilfsmittel der Kunst, das Pathos, die farbenreiche Malerei, die lebendige Gruppierung der Handlung verschmäh't, muß sie notwendig bei der Einförmigkeit der exakten Beweisführung verharren. Wie es nur eine Art giebt, die Lehrsätze der Geometrie zu beweisen, so giebt es nur eine Art, den psychologischen Zusammenhang in der Geschichte nachzuweisen.

Ist schon die Tainese Theorie von der menschlichen Seele eine wenig tröstliche an und für sich, so wirkt die kalte, unerbittliche Strenge seiner Methode beklemmend auf das Gemüt des Lesers. Bei dieser fast endlosen Aufzählung der Thatsachen, bei dieser Zerlegung der Seelen der Menschen und Parteien vermißt man den wärmenden Strahl des Lebens; bei dieser gänzlichen Abwesenheit lebendiger und belebender Begeisterung für den behandelten Stoff, bei diesem kalten Zurücktreten der Individualität des Verfassers sehnt man sich nach Farbe, nach dem künstlerisch vollendeten Bilde; man wünscht, der Forscher legte

seine wissenschaftlichen Instrumente beiseite und griffe zur Palette seines reichen Stils, zur Leier des Dichters, die ereignisreiche Vergangenheit heraufzubaubern. Aber freilich, wollte er dies thun, so könnte er es nicht, ohne sein Ziel zu verfehlen und sein Werk zu zerstören. Er will ja weder epischer noch dramatischer Erzähler sein; sein Verdienst, die Eigenart seines Schaffens liegt ja gerade in dieser kalten Darlegung, in dieser anatomischen Zergliederung und exakten, gleichsam mathematischen Beweisführung. Er selber verbirgt sich ängstlich hinter den aus dem Munde zeitgenössischer Augenzeugen angeführten Thatfachen, und widersteht mißtrauisch jeder Versuchung, seinen persönlichen Stil, seine dramatische Einbildungs- und Gestaltungskraft walten zu lassen. Daher die völlige Unbefangenheit seiner Arbeit, in der man nichts von jener chauvinistischen Ader entdeckt, welche Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches durchzieht, nichts von jenem vor-gefaßten Enthusiasmus eines Louis Blanc für die demokratischen Errungenschaften, nichts von jener begeisterten Eingebung Michelets, welche seine Geschichte zur Epopöe der Revolution macht. Noch mehr muß man Taine gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, seinem Buche eine politische Färbung gegeben, damit eine Rüstkammer gegen die Revolution geliefert zu haben. Er verwahrt sich selber sehr energisch dagegen: „Meiner Ansicht nach — sagt er in einer Vorrede — hat die Vergangenheit ihre eigne Gestalt, und das vorliegende Porträt ist nur das Bild des alten Frankreichs und nichts andres. Ich habe es gezeichnet, ohne mich um unsre gegenwärtigen Debatten zu kümmern; ich habe es geschrieben, wie wenn ich Revolutionen von Florenz oder Athen zu schildern gehabt hätte. Dies ist Geschichte, und nur Geschichte, und — wenn ich alles sagen soll — ich achtete meinen Beruf als Geschichtsschreiber viel zu hoch, als daß ich daneben noch einem andern, im Geheimen, mich hätte widmen mögen.“ Und im Vorworte eines der spätern Bände ruft er seinen Rezensenten zu: „Mit Bedauern sehe ich wieder voraus, daß dieses Buch vielen meiner Landsleute mißfallen wird. Meine Entschuldigung ist, daß sie, glücklicher als ich, fast alle politische Grundsätze haben und sich derselben zur Beurteilung der Vergangenheit bedienen. Ich hatte keine, und wenn ich mein Werk unternommen habe, so geschah es gerade, um welche zu suchen.“ Diese Erklärungen haben freilich nicht gehindert, daß Taine trotz seiner unbezweifelten Wissenschaftlichkeit, trotz seiner ängstlichen Objektivität von sonst sehr gemäßigten und einsichtsvollen Leuten wie Edmund Scherer u. a. leidenschaftlicher Voreingenommenheit geziehen wurde. Die Revolution — schrieb der eben genannte vorwurfsvoll über Taine —, die Revolution hat es vermocht, aus dem anscheinend uneigennützigsten und abstraktesten unsrer Denker einen hitzigen Polemiker, einen leidenschaftlichen Schriftsteller der Partei und vorgefaßter Partei zu machen.

In der That ist es ein düsteres Bild, welches uns Taine von der Revolution vorführt, düster wie die Zerfleischung des Leichnams im anatomischen Hörsaale, bei der man sich fragt: Ist das der ganze Mensch? — Ist das die ganze

Revolution? fragt sich unruhig und geängstigt der Leser, wenn er das Tainesche Buch schließt. Ist das jene Revolution von 1789, jene Bewegung, welche die ganze Welt aus ihren Angeln hob?

Nein, es ist nicht die ganze Revolution, so wenig wie der Leichnam der ganze Mensch ist. Taines Schilderung fehlt das Leben, die Handlung, die Begeisterung, die Stimmung und das Verständnis für die Gesinnung; es ist nur die Zerlegung des toten Wesens, nicht aber das lebensvolle Gemälde der dramatischen Wirklichkeit.

Es liegt in der Natur der Taineschen Methode, daß eine an Ausschreitungen und blutigen Greueln so reiche Zeit wie die französische Revolution darin doppelt hassenswerth erscheinen muß, da diese Methode eben nur mit den kalten Thatfachen rechnet. So kommt dann der Geschichtschreiber zu Auffassungen wie der folgenden „psychologischen Charakteristik der Revolution“: „Es giebt eine seltsame Krankheit, der man gewöhnlich nur in ärmlichen Stadtvierteln begegnet. Ein von der Arbeit überangestrebter, armselig, schlecht genährter Arbeiter hat sich dem Trunke ergeben; alle Tage trinkt er mehr und immer stärkere Getränke. Nach einigen Jahren ist sein durch die Entbehrung ohnehin schon zerrüttetes Nervensystem überreizt und gestört. Eine Stunde kommt, wo das Gehirn von einem plötzlichen Schläge getroffen die Maschine zu leiten versagt: es kann lange befehlen, es wird ihm nicht mehr gehorcht; jedes Glied, jedes Gelenk, jeder Muskel handelt für sich und einzeln, zuckt krampfhaft in regellosen Stößen auf. Gleichwohl ist der Mann heiter; er glaubt sich Millionär, König, geliebt und bewundert von allen; er fühlt nicht das Weh, das er sich anthut; er versteht die Mahnungen und Ratsschläge nicht, die man ihm giebt; er weist die Heilmittel zurück, die man ihm anbietet; er singt und jubelt ganze Tage lang und trinkt namentlich mehr als je. Gegen das Ende verfinstert sich sein Gesicht, und seine Augen sind mit Blut unterlaufen. Die strahlenden Visionen sind ungeheuerlichen und schwarzen Phantomen gewichen: er sieht rings um sich her nur noch drohende Gestalten, Verräter, die ihm aus Verstecken aufslauern, um unversehens über ihn herzufallen, Mörder, die die bewaffnete Hand erheben, um ihm den Hals abzuschneiden, Henkersknechte, die seine Hinrichtung vorbereiten, und er meint in einer Blutlache zu gehen. Da springt er auf und tötet, um nicht getötet zu werden. Niemand ist furchtbarer, denn sein Delirium hält ihn aufrecht, seine Kraft ist übermenschlich, seine Bewegungen sind unberechenbar, und ohne darauf zu achten, erträgt er Glend und Wunden, denen ein gewöhnlicher, gesunder Mensch unterliegen müßte. So auch Frankreich, aufgerieben durch die unter der Monarchie erduldeten Entbehrungen, berauscht durch den Fusel des Contrat social und vieler andern beraushenden und brennenden Getränke. Dann mit einemmale wird es am Kopfe von Lähmung getroffen; sofort straucheln alle seine Glieder infolge des unzusammenhängenden Spieles und der widersprechenden Zuckungen

aller seiner verstimmtten Organe; jetzt hat es die Periode des lustigen Wahnes überschritten und wird in die finstere Periode des Deliriums übergehen; jetzt wird es fähig, alles zu wagen, zu leiden, zu thun: unerhörte Heldenthaten und abscheuliche Barbareien, sobald seine Führer, ebenso verirrt wie es selbst, seiner Wut einen Feind oder ein Hindernis bezeichnet haben werden.“

Nicht minder pessimistisch schildert Taine an einer andern Stelle seines Werkes „den Hauptcharakter, den ersten Antrieb und die herrschende Leidenschaft der Revolution“: „Welches immer die großen Worte Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe sein mögen, mit welchen sich die Revolution schmückt, so führt sie doch in ihrer eigentlichen Wesenheit auf eine Verschiebung des Eigentums zurück: in dieser besteht ihr innerer Halt, ihre permanente Kraft, ihr erster Antrieb, ihr historischer Sinn. Früher, im Altertume, hatte man schon derartige Exekutionen, die Abschaffung oder Verminderung der Schulden, die Konfiskation der Güter der Reichen, die Verteilung der öffentlichen Liegenschaften gesehen; aber die Operation beschränkte sich auf ein städtisches Gemeinwesen und vollzog sich innerhalb der Grenzen eines kleinen Gebietes. Zum erstenmale erfüllte sie sich im großen und in einem modernen Staatswesen. Bis jetzt hatten sich die tiefen Schichten in diesen umfangreichen Staaten nur gegen die Herrschaft eines fremden Machthabers oder gegen die Bedrückung der Gewissen erhoben. So hatten in Frankreich im fünfzehnten, in Holland im sechzehnten, in England im siebzehnten Jahrhundert der Bauer, der Handwerker, der Tagelöhner die Waffen gegen den Landesfeind oder für den Glauben ergriffen. An Stelle des religiösen und patriotischen Eifers ist das Bedürfnis nach Wohlstand getreten, und der neue Beweggrund ist ebenso mächtig wie jene andern; denn in unsern industriellen, demokratischen, utilitären Gesellschaften beherrscht dieses nun fast alles Leben und wird zum Hebel fast aller politischen und individuellen Anstrengungen. Jahrhundertlang zurückgedrängt, hat sich die Leidenschaft aufgelehnt und jene beiden Gewichte abgeschüttelt, die auf ihr lasteten: die Regierungen und die Vorrechte. Mit einemmale nun entfaltet sie sich in ihrem ganzen Ungefüg, wie eine rohe Gewalt über alles legale und legitime Eigentum, über allen öffentlichen und privaten Besitz. Die Hindernisse, der sie begegnet, machen sie nur noch verwüstender: über das Eigentum hinaus vergreift sie sich an den Eigentümern und vollendet die Plünderungen mit den Mähtungen.“

Nach einer andern Seite charakterisirt Taine die große Revolution folgendermaßen: „Der Menschenmordgedanke ist die eigentliche Grundlage der revolutionären Glaubenslehre. Der Fortschritt des Jakobiners besteht darin, sich als gesetzmäßiger Souverän zu betrachten und seine Gegner nicht als kriegführende Partei, sondern als Verbrecher zu behandeln. Sie sind Verbrecher der Nationsverletzung und der Volksbeleidigung, sie stehen außerhalb des Gesetzes, sind allezeit und allerorten gut zum Töten, des Henkertodes würdig, selbst dann, wenn sie nicht in Stande oder außer Stand gesetzt sind, zu schaden.“

Taines Geschichtswerk wird eine epochemachende Arbeit bleiben, wir zweifeln aber, daß seine Methode, Geschichte zu schreiben, die richtige oder, besser gesagt, die geschichtlichste sei. Sie bietet Vorzüge dar, welche andern, namentlich der des Idealphilosophen, nicht eigen sind, sie giebt aber auch kein wahrheitsgetreues Bild der geschichtlichen Vorgänge, weil sie alles verallgemeinert, weil sie allgemein gültige Gesetze aus diesen ableiten muß, weil sie dem lebendigen Einwirken des individuellen Geistes und Charakters zu wenig Rechnung trägt. Die Wissenschaft kann uns die materiellen Vorgänge beim Denken und geistigen Schaffen erklären, sie wird uns niemals alle Eigentümlichkeiten dieser Funktionen des Gehirns beim gegebenen Individuum zeigen und uns das Wie und Warum dieser Eigentümlichkeiten nachweisen. Gewiß wird Taines Methode der Geschichte große Dienste leisten und die Geschichtsschreibung vervollkommen helfen, niemals aber wird bei ihrem Ausschluß aller Leben und Wahrheit wiedergebenden Hilfsmittel, jeder Versenkung des Geschichtsschreibers in die Persönlichkeiten und Zeiten der Geschichte, damit eine „Geschichte“ entstehen. Wir erblicken in dem Geschichtsschreiber den objektiven und unparteiischen Zuschauer, der die an ihm vorüberrollenden Ereignisse einer näheren oder entlegneren Zeit aufzeichnet, die von ihm behandelte Zeit mitlebt und seine Leser mitleben läßt, nicht den kalten Anatomen, der uns die Menschheit am Leichname demonstriert und uns sagt: das war der Mechanismus des Herzschlags und dies die Maschinerie des Denkvermögens.

Wir haben gesagt, daß Taine in seinem Geschichtswerke seine Individualität ganz in den Hintergrund drängt, sich ängstlich hütet, eine persönliche Ansicht auszusprechen, sich durch den Abscheu vor dem zu erzählenden Ereignis, durch die Bewunderung vor dem zu schildernden Charakter zu einer Äußerung der Zuneigung oder Abneigung, zu einem warmen Worte hinreißen zu lassen, daß er sich bemüht, sich jene Gefühllosigkeit zu bewahren, mit der der Anatom die Sezierung seines Freundes und die des gewöhnlichsten Amphitheatermaterials ohne Namen und Individualität vornimmt. Man bedauert dies in diesem trostlos pessimistischen Werke umso mehr, als Taine, als Stilist betrachtet, seiner Eigenschaft als Franzose treu in seinen andern Schriften auf den Stil ein Hauptgewicht legt. Der Schönschreiber Buffon, der jedenfalls mit dem Verfasser der „Ursprünge Frankreichs“ nichts gemein hat, konnte in seiner Eitelkeit das Wort aussprechen: *Le style c'est l'homme*. Taine führt diese These weiter aus und schreibt in einem feinen und gefeiltern, nicht schönrednerischen, immer aber dem Gegenstande angepaßten und seiner eignen Individualität entfließenden Stile: „Nach dem Stil beurteilt man einen Geist, der Stil enthüllt dessen vorherrschende Eigenschaften; der Stil giebt das Maß seiner Kraft und seiner Schwäche und läßt damit seine Macht und seine Irrtümer voraussehen. Denn was ist der Stil anders als der gewohnte Ton? Und was bestimmt diesen Ton, wenn nicht der gewöhnliche Zustand des Geistes? Sobald man

deshalb den Stil kennt, kennt man eine allmächtige Ursache, da sie immer und immer in der nämlichen Richtung wirkt. Man erkennt daraus, ob der Geist gemessen oder überstürzt, klar oder dunkel, systematisch oder abgerissen, und bis zu welchem Grade er alles das ist. So sind denn die Wahl der Worte, die Länge und Kürze der Perioden, die Art und Zahl der Metaphern wichtige Zeichen, nach denen der Geist beurteilt werden kann. Die Wendung der Rede erklärt die Art der Ideen, und der Schriftsteller bekundet den ganzen Menschen.“

Wir unsererseits glauben nicht recht an die Geseze einer Stilonomie, ebenso wenig wie an die Theorien der Physiognomik, doch wollen wir gerne gelten lassen, daß Taine fest daran glaubt, weil er selber ein meisterhafter Stilist ist, und daß allerdings diese Meisterschaft ein untrüglicher Prüfstein seiner Herrschaft über die von ihm behandelten Gebiete und seiner Vielseitigkeit, seines Talentes und seines klaren und scharfen Denkens ist. Bald ist er erhaben und harmonisch, bald schlicht und einfach, bald erkennen wir ihn als den Künstler mit der leicht erregbaren Empfindsamkeit, den gespannten Nerven, bald als den witzigen, unschuldig boshaften Franzosen, rein wissenschaftlich und spekulativ als den philosophischen Denker, nüchtern, zutreffend und knapp als den wissenschaftlichen Forscher.

Um nur ein Beispiel seiner Handhabung der Sprache — soweit eine Übersetzung davon einen Begriff geben kann — anzuführen, schlagen wir da gleich die erste Seite seiner Aufzeichnungen über England auf: es ist ein kurzes landschaftliches Bild, die Überfahrt bei Nacht über den Kanal, das Taines Wesen und seine künstlerische Fähigkeit besser charakterisirt, als es ganze Bogen kritischer Auseinandersetzungen vermöchten:

„Es ist elf Uhr; Boulogne tritt mehr und mehr zurück und schwindet am Horizont. Die Fahrzeuge des Hafens, die dünnen Masten sind zuerst mit dem weiten Dunkel verschmolzen; jetzt nehmen die Feuer der Leuchttürme ab und bilden am Rande des Himmels bald nur noch ein Gemenge blasser Sterne. Es ist eine seltsame und tiefe Empfindung; das Meer schweigt und über ihm schwebt der unbewegliche Nebel der See. Alles ist verschwunden; nur am Horizont wirft von Zeit zu Zeit das Drehfeuer eines Leuchtturmes einen Reflex auf eine vorüberwogende Welle. Man meint, in das Reich der Stille und des Leeren zu treten, in die farb- und formlose Welt der Dinge, welche nicht sind. Überall Schatten, unermesslich und unbestimmt. Das Schiff dringt hinein und verliert sich. Vorhin ahnte man noch, weit, weit, in der Richtung des Hinterteils, einen ungewissen Rand, das fernabgelegene Festland; jetzt herrscht rund um das Boot herum nur noch wallende Finsternis. Und dennoch in derselben versunken, schreitet es mit sicherem Instinkte vor und bricht sich durch das Unsichtbare Bahn. Wie ein emsiges Insekt bewegt es unermüdet seine großen Stahlfüße, und wühlt um seinen Kiel herum phosphoreszirende Wellen auf. Sie leuchten mit dem wechselnden Farbenglanze der Perlmutter. Das Auge folgt ihren

langen Wallungen, welche steigen und sinken und ihre weiche Helle verbreiten. In Regenbogenfarben prangende Diamanten, springende Perlen schimmern in ihren Vertiefungen und der spizenartig gezackte Schaum ihres Randes giebt der See, wie eine Einfassung aus mattem Silber, einen durchbrochenen Rahmen, der sich wellig im nächtlichen Spiegel krümmt.“

Es dürfte schwer fallen, in diesen Zeilen den Verfasser der Geschichte der Revolution wieder zu erkennen.

Taine ist jedenfalls ein origineller Geist, und die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, haben wahrscheinlich nur dazu beigetragen, seine Originalität weiter zu entwickeln. Die französische Akademie hat ihn, wie wir erzählt haben, seither in ihre Mitte berufen. Welches ihre Beweggründe gewesen sein mögen, ob die öffentliche Meinung einen Druck auf sie ausübte, ob sie unbefangener geworden ist, Taines Verdienste besser zu würdigen gelernt hat, oder ob die vermeintliche Tendenz seines Geschichtswerkes sie versöhnt hat, wollen wir hier nicht untersuchen. Schade ist es immerhin, daß die Auszeichnung der orleanistisch gesinnten Körperschaft Taines Arbeit, statt zu fördern, bei gewissen Leuten in Mißcredit gebracht hat. Es gehört andererseits aber auch eine große Kurzsichtigkeit und ein geringes Verständnis für schriftstellerischen Stolz und wissenschaftlichen Ernst dazu, einen Mann wie Taine gegenüber der gelehrten Koterie des Mazarinpalastes schmeichelnder Gefälligkeit zu zeihen.



Ein deutscher Maler in Rom.

(Schluß.)



Das eigentliche innere Leben des jugendlichen, während seines römischen Jahrzehnts in die Mannesjahre hineinwachsenden Künstlers kommt in den Briefen an seine Familie zum Ausdruck. Daneben finden sich jedoch andre für den Einblick in das römisch-deutsche Kunsttreiben, in die Stimmungen und Urteile jener Tage wichtige Briefe, von denen ein paar vereinzelte an Schnorrs Kunstgenossen, den Maler Rehbeniz, an den wackern Kunstfreund und Kunstschriftsteller Fr. Rochlitz in Leipzig, die meisten aber an J. G. von Quandt gerichtet sind, jenen eigentümlichen und vor Zeiten so einflußreiche Mann, der nicht nur viel für Schnorrs äußere Förderung gethan hatte, sondern ihm auch innig befreundet worden war. Auch Quandt war Leipziger, Sohn eines reichen patrizischen Hauses, war ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, aber durch